



Sumon, 11, weiß nicht, wo seine Eltern sind. Er lebt und arbeitet als Hausjunge bei einer Familie in Dhaka. Im „Haus der Fröhlichkeit“ kann er sich ausruhen, waschen, etwas zur Ruhe kommen.

„Ich habe keine Ahnung, wie lange ich schon in Privathaushalten arbeite. Eigentlich mache ich das schon, solange ich denken kann. Bei meinem aktuellen Arbeitgeber bin ich seit zwei Jahren. Die Leute behandeln mich nicht gut. Sie machen fiese Sprüche und tun so, als sei ich ihr Untertan. Ich muss auf den nackten Fliesen schlafen und bekomme nur die Reste zu essen. Wenn mir mal ein Glas runterfällt, machen sie mich zur Schnecke. Manchmal werde ich auch geschlagen.“

Eigentlich arbeite ich den ganzen Tag: Ich wische Staub, fege den Fußboden, erledige den Abwasch. Dem fünfjährigen Mädchen muss ich die Tasche zur Vorschule tragen. Nachmittags muss ich mit ihr spielen. Die Großmutter sitzt nur im Sessel und kommandiert mich herum. Und wenn die Familie isst, bediene ich sie. Wenn ich den Tisch abgedeckt habe, darf ich die Reste in der Küche essen, aber ich bekomme niemals Fleisch, nur Reis und Linsen. Das ist oft nicht genug, dann gehe ich hungrig zu Bett.

Die Stunden im Kinderheim sind meine einzige Freizeit. Wenn das Mädchen am Vormittag in der Schule ist, komme ich zwei Stunden hierher. Dann dusche ich mich, spreche mit den Erzieherinnen, spiele ein bisschen. Hier habe ich gelernt, meinen Namen zu schreiben.“



Payel, 10, lebt seit Februar 2012 im „Haus der Freude“, einem Heim für Straßenkinder und Haushaltshilfen.

„Ich bin so froh, in diesem Kinderheim zu sein! Als ich noch auf der Straße lebte, haben mich die Leute geschlagen und misshandelt. Es war alles ganz furchtbar, so allein und ohne Familie. Aber was sollte ich tun? Ich habe kein Zuhause. Als mein Vater starb, heiratete meine Mutter ein zweites Mal. Drei Monate nach der Hochzeit starb meine Mutter an Krebs und mein Stiefvater schmiss mich raus. Also lebte ich ungefähr ein Jahr auf der Straße. Dann haben mich die Leute von ASD gefunden und hierher gebracht. Das ist jetzt zehn Monate her. Im Heim ist alles ganz anders. Niemand schlägt mich! Wir bekommen drei Mahlzeiten am Tag und können in Ruhe schlafen, haben Matratzen, Decken, alles. Hier fühle ich mich sicher, das ist das Allerbeste. Ich brauche keine Angst mehr zu haben. Ich lerne lesen, schreiben und rechnen. Ich kann sogar das Harmonium spielen! Wir machen ganz viele verschiedene Sachen: Batiken zum Beispiel oder Tanzen. Mir gefällt alles und ich genieße es, dass ich hier so viel lernen kann! Vorher konnte ich nichts. Ich war ja nie in der Schule. Bald werde ich den Aufnahmetest für die Grundschule machen, und den bestehe ich bestimmt. Dann darf ich endlich in die Schule gehen und noch mehr lernen. Das finde ich besonders schön.“



Shirina, 26, verdient als Hausangestellte nicht genug Geld, um ihre Kinder zu ernähren. Also muss ihre Tochter Fatema, 8, ebenfalls in einem Haushalt arbeiten. Durch das „Haus der Fröhlichkeit“ lernen Mutter und Tochter, dass auch für sie ein anderes Leben möglich ist.

„Hier im Slum verdienen die meisten Familien nicht genug Geld. Ich selbst putze und koche bei einer Familie, aber das reicht hinten und vorne nicht. Unsere Kinder müssen also mitarbeiten, ob wir wollen oder nicht. Was sollen wir machen? Wir haben keine andere Chance. Unsere Kinder werden miserabel behandelt, sie schlafen auf dem Küchenfußboden, werden geschlagen und schlecht bezahlt. Wenn wir mit ihren Arbeitgebern sprechen wollen, lassen die uns nicht in ihre Wohnungen. Die Reichen sehen uns nicht als menschliche Wesen an. In ihren Augen sind wir nichts wert und bislang haben wir auch nicht weiter darüber nachgedacht. Aber wir sind keine Tiere! Zum Glück gibt es die Leute von ASD. Die arbeiten seit Jahren im Stadtteil. Als sie uns von dem Kinderheim erzählten, wollte ich sofort, dass meine Tochter Fatema dorthin geht. Das ist ihre Chance! Im Heim lernt sie viele verschiedene Dinge und vielleicht schafft sie sogar den Aufnahmetest in die Schule. Geld verdient sie ja trotzdem noch, denn die Leute von ASD sprechen mit den Arbeitgebern und erklären ihnen, dass auch unsere Kinder zur Schule gehen müssen und ein Recht auf Freizeit haben. Wir Mütter treffen uns alle drei Monate im Heim. Das bringt uns auch persönlich weiter. Wir reden über Dinge, die sonst nie Thema sind: Aufklärung, Gesundheit oder Menschenrechte. Unsere Kinder wollen jeden Tag ins Heim. Sie lieben die Erzieherinnen und lechzen danach, etwas zu lernen.“